

SARIT
YISHAI-LEVI

Das
Meeresblau von

Tel Aviv

ROMAN



aufbau

SARIT
YISHAI-LEVI

Das
Meeresblau von

Tel Aviv

ROMAN



aufbau

Über das Buch

Der neue Roman von der Autorin des Bestsellers »Die Schönheitskönigin von Jerusalem«.

Elija aus Tel Aviv ist glücklich, ihren Mann, einen umschwärmten Schriftsteller, in Paris zu besuchen, nur um zu erfahren, dass er sie für eine andere sitzen lässt. Untröstlich kehrt sie nach Israel zurück und lässt sich von den Eltern in ihrem alten Kinderzimmer in Tel Aviv umsorgen. Ihre Mutter Lily kann nur wenig Nähe zulassen, und Elija findet heraus, dass ihre Mutter so kalt ist, weil sie als Baby ausgesetzt wurde und ohne Mutter aufwachsen musste. Elija beschließt, die Geschichte ihrer Familie zu erforschen und ihre Großmutter Rachel zu suchen. Meisterlich verwebt Sarit Yishai-Levi vor dem Hintergrund der Stadt Tel Aviv das Schicksal dreier Frauen zu einem außergewöhnlichen Familienroman.

»Wunderschön! Ein bezauberndes, bewegendes Buch, dessen Figuren mich lange weiter begleitet haben.«

Haaretz

»Dieser Schmöker öffnet eine für uns wenig bekannte Welt.« *Brigitte*

»Ein großartiger Familienroman.« *Kölner Stadt-Anzeiger*

»Eine umwerfende Geschichte.« *tina*

Über Sarit Yishai-Levi

Sarit Yishai-Levi, geboren 1947 in Jerusalem, hat als Schauspielerin, Journalistin, Korrespondentin und Moderatorin gearbeitet. Mit ihrem ersten Roman „Die Schönheitskönigin von Jerusalem“, eroberte sie die Bestsellerliste.

Ruth Achlama, geboren 1945, lebt seit 1974 in Israel und übersetzt seit Anfang der 80er Jahre hebräische Literatur, darunter Werke von Amos Oz, Meir Shalev, Yoram Kaniuk und Ayelet Gundar-Goshen. Für ihre Arbeit wurde sie unter anderem mit dem deutsch-israelischen Übersetzerpreis und dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Sarit Yishai-Levi

Das Meeresblau von Tel Aviv

Roman

Aus dem Hebräischen
von Ruth Achlama

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

Elija

Dr. Amir Kaminski

Lily

Elija

Schaul

Lily

Elija

Paris

Schaul

Elija

Eldad

Elija

Elija und Eldad

Lily

Elija

Lily

Elija

Lily

Elija

Schaul

Elija

Lily

Elija

Lily

Rachel

Lily

Elija

Lily

Elija

Danksagung

Impressum

Für meine Mutter

*Gab es Qualen - sie segelten zu dir,
Mein weißes Segel in dein Dunkel
Lass mich gehen lass mich gehen zu knien
am Strand des Vergebens.*

Aus: *Selichot* von Lea Goldberg

Elija

Bis zu den Augen eingemummelt in zwei Pullover, Schafswollmantel, Schal und Mütze, flüchtete ich vor der schneidenden Kälte in die warme Stube eines Eck-Cafés namens Lit de Revière. Kleine Kerzen brannten auf den spärlich besetzten Tischen. Bei der eisigen Kälte draußen waren nur Leute ausgegangen, die vor Einsamkeit schier erstickten. Im Café war es wohlig warm. Ich setzte mich an einen Fenstertisch, und den Mantel mit Schal, Mütze und Handschuhen hängte ich nicht, wie ortsüblich, an die Garderobe am Eingang, sondern stapelte alles samt den Pullovern auf dem freien Stuhl neben mir.

Obwohl mitten im Quartier Latin gelegen, zog das kleine Lit de Revière mit seiner einfachen französischen Küche kaum Touristen an, sondern fungierte eher als Nachbarschaftstreff. Auch ohne Speisekarte wusste ich, was ich bestellen wollte: »Croque Madame« – zwei Scheiben Toastbrot mit je einer Scheibe Käse und Kochschinken dazwischen, überbacken und mit einem Spiegelei garniert. Dazu orderte ich ein Glas Rotwein. Der Wein kam sofort, während der Croque Madame auf sich warten ließ. Unterdessen konnte ich es mir auf dem

Polsterstuhl gemütlich machen, aus dem Fenster schauen und mich zum tausendsten Mal fragen: Was zum Teufel tue ich wieder in Paris? Warum sitze ich in dem Café, wo mein Leben einst einen anderen Lauf genommen hat? Warum haben mich meine Füße an den Ort zurückgetragen, an dem mir damals das Herz in tausend Stücke brach? Was suche ich hier? Die Antworten kenne ich ja, Ari hat sie mir gegeben, ohne eine einzige Frage zu übergehen, und mir dann das Messer eingerammt und es gedreht, bis aufs Blut.

»Es ist besser so«, hatte er damals gesagt. Die ganze Wahrheit auf den Tisch, ohne Lügen und Ausflüchte, ohne etwas rechtfertigen oder entschuldigen zu wollen, ein gezielter Schlag ins Gesicht, ins Herz, in die Magengrube. Er liebe mich nicht mehr, sagte er kalt lächelnd, er habe sich in eine andere verknallt, eine Pariserin, *petite*, kastanienbraunes Haar, grüne Augen. Er musste sie auch noch genau beschreiben, als wäre ich dieser Hurentochter noch nie begegnet.

Ihretwegen war er endgültig nach Paris gezogen, ihretwegen hatte er mich wochenlang nicht mehr angerufen, hatte gelogen, er wohne in einem billigen Hotel ohne Telefon im Zimmer. Ihretwegen konnte ich an den Fingern einer Hand abzählen, wie oft wir miteinander schliefen, wenn er in den letzten Monaten mal in Israel war. Ihretwegen sog er vor dem Einschlafen nicht mehr an

meinen Nippeln, sondern kehrte mir den Rücken zu mit der Behauptung, er sei müde, nervös, kaputt.

Vor genau einem Jahr hatte ich ihm hier im Lit de Revière gegenübergesessen, und schon damals dämmerte mir, dass etwas Schreckliches passierte, dass mein Leben nicht mehr so sein würde wie zuvor. Es zog mich hinab, als entrinne mir das Leben, und ich fragte mich, ob es sich so anfühlte, wenn man starb. Ich starrte Ari an, hörte nicht seine Stimme, roch nicht seinen gewohnten Duft – Rasierwasser mit Zigarettenrauch –, sah nicht mal seinen kleinen, schlanken Körper, sein volles, braunes Haar oder seine schmalen, dunklen Augen. Ich sah nur die Bewegung seiner Lippen – bis er aufsprang, mir flüchtig die Wangen küsste, einen Geldschein auf den Tisch legte und verschwand.

Ich blieb wie versteinert sitzen, bemüht, die Worte zu erfassen, die er mir an den Kopf geworfen hatte: Er liebt mich nicht, er liebt eine andere, eine Pariserin, *petite*, mit großen Augen und kleinen Brüsten. Und was nun? Ich war doch nach Paris gekommen, um mit meinem geliebten Mann zusammen zu sein. Hatte ihn überraschen wollen, und nun hatte er mich überrascht.

Im letzten Jahr unseres Zusammenlebens war Ari oft nach Paris gereist. Ich wollte mitfahren, meinen Liebsten in die romantischste Stadt der Welt begleiten, träumte davon, mit ihm auf den Spuren meiner amerikanischen

Lieblingsschriftsteller, Ernest Hemingway und F. Scott Fitzgerald, zu wandeln, die nach dem Ersten Weltkrieg in Paris gelebt und geschrieben hatten, wollte die Häuser finden, in denen sie einst wohnten, dieselben Cafés aufsuchen, um dort *Wem die Stunde schlägt* und *Der große Gatsby* zu lesen. Ich lag ihm so lange in den Ohren, bis er mich schließlich mitkommen ließ, unter der Bedingung, dass mein Vater das Flugticket bezahlte.

»Damit du dir keine Illusionen machst: Du kommst jetzt nicht jedes Mal mit, wenn ich nach Paris fliege«, warnte er, doch ich wollte unbedingt mitreisen.

Schon am Flughafen spürte ich Fremdheit zwischen uns. Mein Mann war distanziert und in sich gekehrt, und kaum hatte das Flugzeug vom Boden abgehoben, schlief er ein, den Kopf an die Lehne und nicht, wie sonst, an meine Schulter gelehnt. Ich schmiegte mich an ihn, legte den Kopf an seine Schulter, aber er rückte unwillig ab.

Vom Flughafen fuhren wir mit der Bahn ins Quartier Latin. Ich war hingerissen: Der Boulevard Saint-Germain mit seinen edlen Modeboutiquen war so elegant und so anders als die Tel Aviver Dizengoff-Straße, die ich bisher für den Nabel der Welt gehalten hatte. Ari ging schnell, trug unser Gepäck, und ich blieb zurück.

»Wo rennst du denn hin«, fragte ich atemlos.

Er ignorierte meine Frage und verlangsamte nicht. Wir überquerten den Boulevard Saint-Germain zum Café Les

Deux Magots, das voller amerikanischer Touristen war, und gingen die Rue Bonaparte zur Rue Jacob, wo wir an einem Eck-Café haltmachten, dessen Name auf einem unauffälligen, kleinen Schild stand: Lit de Revière.

»Warte hier im Café auf mich, ich bin gleich zurück«, sagte er und verschwand in der Hausnummer 40. Ich blieb ratlos auf der Straße stehen, war gerade erst in Paris gelandet, zum ersten Mal im Ausland, in einem fremden Land, dessen Sprache ich nicht sprach. Kalter Schweiß lief mir über den Rücken, aber schnell raffte ich mich auf und hastete ihm nach, ehe er mir die Haustür vor der Nase zuknallte.

»Ich hatte dich gebeten, im Café auf mich zu warten«, fauchte er genervt.

»Du lässt mich nicht allein, keinen Augenblick«, gab ich zurück, »ich kenne hier niemanden, hab Angst allein.«

»Na was, bist du ein kleines Mädchen? Warte fünf Minuten auf mich, ich bin gleich zurück.«

»Wo gehst du denn hin? Was ist das für ein Haus?«

»Hier wohne ich«, sagte er, »ich geh nur schnell rauf, den Koffer abstellen. Warum kannst du nicht im Café warten?«

»Ich warte nicht im Café. Wenn der Kellner mich fragt, was ich trinken möchte, weiß ich nicht, was ich antworten soll, ich weiß ja nicht mal, wie man Kaffee auf Französisch sagt.«

Ari verzog das Gesicht und erklärte ungeduldig: »Kaffee ist Kaffee, auch auf Französisch.« Doch er kapierte wohl, dass seine Frau, die gewöhnlich alles tat, was er wollte, diesmal nicht lockerlassen würde. Er stieg die schmale Wendeltreppe hinauf, den Koffer auf dem Kopf haltend, und ich folgte ihm. Im fünften Stock angelangt, zog Ari einen Schlüssel heraus, schloss die Tür auf, und zu meiner Überraschung war es kein billiges Hotelzimmer, wie ich erwartet hatte, sondern eine kleine Wohnung. Im Wohnzimmer nahm ein olivgrünes Sofa viel Raum ein, auf dem Holzboden lagen zwei große Futons und daneben, ebenfalls auf dem Boden ein Plattenspieler und ein Stapel Schallplatten. Über dem Sofa hing ein Riesenposter von »Dick und Doof« inmitten aufgemalter Ranken, die die ganze Wand in Schwarz-, Türkis- und Grünschattierungen überzogen. Vom Wohnzimmer führten zwei Türen in weitere Räume. Ari öffnete die eine, zu einem Zimmer mit einem raumfüllenden Doppelbett. Die Schreibmaschine daneben erkannte ich sofort als Aris Hermes Baby.

»Etwas eng«, sagte ich.

»Mehr gibt's nicht«, erwiderte er lakonisch, »ist ja ohnehin nur für ein paar Tage, bis du wieder nach Hause fährst.«

Mir blieb die Luft weg: Er wollte mir bloß ein paar Tage widmen? Wer flog denn nur für ein paar Tage ins Ausland?

Wer gab ein Vermögen für einen Flug in ein fernes Land aus, um nur wenige Tage zu bleiben?

Wird schon werden, tröstete ich mich. Schließlich hatte ich mich so danach gesehnt, mit Ari in einem fernen Bett zu kuscheln, und sein enges Zimmer lag in der Rue Jacob, in der einst Ernest Hemingway gewohnt hatte. Schlagartig besserte sich meine Laune, inspiriert allein durch das Wissen, auf Hemingways Spuren zu wandeln, in seinem Stammcafé gegenüber sitzen zu können.

»Ich hoffe, du nutzt und genießt deine Tage in Paris«, sagte Ari weicher, und ich verfiel erneut dem Bann seiner schönen Worte, merkte gar nicht, dass er von mir, nicht von uns, sprach, hinterfragte nichts. Ich eilte zu ihm, in seine Arme, ignorierte, dass mein Körper weich und anschmiegsam war, seiner jedoch steif, fast widerstrebend.

Seine Distanziertheit dauerte auch nachts an. Er blieb lange im Wohnzimmer, tippte auf seiner Schreibmaschine, rauchte wie ein Schlot. Ich saß neben ihm auf dem Sofa, rollte ihm seine Joints, und er bot mir hin und wieder einen Zug an, hauchte mir den kräuselnden Rauch jedoch nicht, wie sonst, in den Mund, und mir dämmerte, dass er mich seit unserer Ankunft kein einziges Mal geküsst hatte. Es wurde immer später, und Müdigkeit überkam mich. »Ari, komm ins Bett«, sagte ich lockend, fast bettelnd, »ich sehne mich nach dir.« Er erwiderte ungerührt: »Geh du, ich komm bald nach.« Er kam nicht. In seinem fremden Bett

machte mich das monotone Klappern der Schreibmaschine schier verrückt, und als es endlich abbrach, hörte ich sein Atmen und Schnaufen, hörte ihn husten und schließlich schnarchen. Statt mich, wie erträumt, in die Arme zu nehmen und die ganze Nacht zu lieben, war er im Wohnzimmer eingeschlafen.

Während Ari, wie gewohnt, erst nachmittags aufstand, wachte ich wie immer am frühen Morgen auf. Gelangweilt streifte ich durch die kleine Wohnung, versuchte die Tür zum anderen Zimmer aufzumachen, aber sie war abgeschlossen. Ich studierte wieder die aufgemalten Ranken um das Poster von Dick und Doof, sah die Plattensammlung durch. Ich hätte gern eine Platte aufgelegt, fürchtete jedoch, Ari zu wecken. Im Regal fand ich ein paar Bücher, alle auf Französisch. Ich wollte Kaffee, wollte ein Croissant. Ehrlich gesagt hatte ich die ganze Reise nach Paris von Kaffee und Croissant geträumt. In dem kleinen Kühlschrank fand ich eine geöffnete Flasche Weißwein und ein umwerfend stinkendes Stück Käse: Warum in drei Teufels Namen hob er verdorbenen Käse im Kühlschrank auf. Daneben fand ich ein Schraubglas, dessen Inhalt ich für Weißkäse hielt. Ich probierte ein wenig und spuckte es sofort aus: Es war Gesichtscreme. Meine Mutter sagte immer, mein Stöbern würde mich letzten Endes umbringen, aber was sie nicht wusste und ich seinerzeit

auch noch nicht: Die Creme war der erste einer Reihe von Hinweisen, die mich schließlich dazu bringen sollten, mich allein in dem Pariser Café, unterhalb Aris Wohnung, wiederzufinden.

Mit der Zeit wuchs meine Langeweile und vor allem mein Hunger. Mein Gott, dachte ich, ich bin in Paris, der romantischsten Stadt der Welt, habe Jahre davon geträumt, einmal dort zu sein, und statt durch die Straßen zu flanieren, in Cafés zu sitzen, Museen zu besichtigen, Spuren der Schriftsteller der Lost Generation zu suchen, stecke ich in dieser Mini-Wohnung mit leerem Kühlschrank und einem Ehemann, dem es gar nicht einfällt, einmal früher als sonst aufzustehen, um mir Paris zu zeigen.

Ich versuchte, die Kaffeemaschine in Gang zu kriegen, aber vergebens. Hungrig und durstig streifte ich durch die Wohnung, wartete, dass Ari aufwachte. Natürlich kam ich gar nicht auf die Idee, ihn zu wecken. Mein Gott, was hatte ich damals eine Angst vor ihm, ohne es überhaupt zu merken.

Ich blickte aus dem Fenster. Von oben sah ich über die schönen Dächer von Paris. Das Café unten war vollbesetzt, lachende Stimmen schallten herauf. An den wenigen Tischen auf dem Trottoir saßen Gäste bei *café au lait* und Croissants. Leute gingen einzeln oder paarweise die kleine Straße entlang. Ich wollte auch dort flanieren und dann in den wunderhübschen, breiten Boulevard einbiegen, den ich

noch nicht richtig genossen hatte, wollte das Deux Magots, an dem wir am Vortag vorbeigekommen waren, aus der Nähe sehen, aber meine Füße waren wie am Boden festgenagelt. Meine Seele wollte davonfliegen, doch mein Körper sank plump und lahm auf den Stuhl am Fenster, auf dem ich tatenlos sitzen blieb. Wie abhängig ich damals war, wie nachgiebig, wie elend.

Als Ari endlich aufwachte, sagte er nicht mal Guten Morgen. Er war verdrossen, wie immer beim Aufstehen, und sagte, er würde auf einen Kaffee runtergehen. Obwohl er mich nicht zum Mitkommen eingeladen hatte, tappte ich ihm nach. Er fragte auch nicht, was ich in all den Stunden gemacht hätte, doch das überraschte mich nicht. Nach dem Kaffee gingen wir schnell heim, und Ari hackte sofort wieder auf seine Hermes Baby ein.

»Ari«, sagte ich tapfer, »das ist mein erstes Mal im Ausland, ich möchte schrecklich gern was von Paris sehen.«

»Na und?«, antwortete er. »Geh die Treppen runter, und du bist mitten in Paris.«

»Ich kenne hier nichts, warum machst du keinen Spaziergang mit mir? Allein verirre ich mich. Du weißt doch, dass ich kein Wort Französisch kann.«

Schließlich fand er sich bereit, mich in die Buchhandlung Shakespeare and Company am Seine-Ufer mitzunehmen.

Aufgeregt über seine unerwartete Geste und den Besuch in dem berühmten Laden, machte ich mich zurecht wie eine Französin, um ihm zu gefallen. Ich legte einen Schal um den Hals, malte mir die Lippen rot an und fasste das Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen. Er würdigte mein Äußeres keines Blickes, nicht mal die blutroten Lippen.

In der Buchhandlung stand ich überwältigt vor den randvollen Bücherwänden. Kunden drängten sich zu Dutzenden zwischen den Regalen und in den kleinen Nebenräumen und studierten Bücher. Hier und da hingen Fotos des ursprünglichen Geschäfts, das, wie ich wusste, in der Rue de l'Odéon gewesen war, bevor es hier am Seine-Ufer, gegenüber der Kathedrale Notre Dame, neugegründet wurde. Ari streifte durch die Räume, und ich folgte ihm, doch statt angesichts der Bücherberge in Begeisterung zu geraten wie ein kleines Mädchen im Spielwarenladen, fühlte ich mich verloren. In den Räumen voller Bücher, Menschen und Staub bekam ich Platzangst.

»Lass uns gehen«, bat ich Ari, »ich ersticke hier.«

»Dann geh doch, und hier, nimm.« Er streckte mir einen schweren Schlüssel hin.

»Was ist das?«

»Das ist der Wohnungsschlüssel, ich komm heute Abend nicht zurück, übernachte hier. Warte nicht auf mich.«

»Hier?«

»Da«, er deutete auf eine Holzpritsche hinter einem Vorhang.

»Was soll das heißen? Wieso schläfst du im Laden?«

»Das ist so abgemacht«, antwortete er, ohne mich anzusehen, »dafür wische ich morgen Staub oder sitze an der Kasse.«

»Und ich?«

»Du machst, was du willst.«

Ich hatte einen Kloß im Hals. Ari war dabei, mich zu verlassen, allein in einer fremden Stadt, und diesmal nicht nur für ein paar Minuten. Er kehrte mir den Rücken, und ich eilte ihm nach, doch er schob sich zwischen die Kunden im Erdgeschoss und entschwand aus meiner Sicht, war wie vom Erdboden verschluckt. Nun stand ich draußen, gegenüber der Kathedrale Notre Dame, blickte auf eines der Pariser Wahrzeichen und fühlte mich hilflos. Was sollte ich bloß machen, wo mein teurer Ehemann mich behandelte wie eine Fremde, die sich ihm an den Hals geworfen hatte? Ich kehrte der Buchhandlung den Rücken und ging los, um mich im Quartier Latin zu verlieren. Zum Glück wusste ich Aris Adresse. Da ich jede Einzelheit aus Ernest Hemingways Leben kannte, erinnerte ich mich auch an den Namen der Straße, in der er in Paris gewohnt hatte. Und so, mithilfe reichlich unhöflicher Pariser, die ich in einem Mischmasch aus Englisch und französischen

Brocken ansprach, erreichte ich die Rue Jacob und Aris Wohnung.

Dort warf ich mich tief enttäuscht aufs Sofa, fragte mich, wie viel ich noch von Ari einstecken könnte, wie oft er mich noch kränken würde. Rastlos begann ich, die Wohnung zu durchstreifen und in Aris Sachen zu kramen. Außer Feuerzeugen und Stapeln von Papier, die mit seiner engen, schwer leserlichen Handschrift beschrieben waren, fand ich nichts Interessantes oder Belastendes. Ich rüttelte erneut an der Tür zu dem verschlossenen Zimmer, aber vergeblich. Dann suchte ich die Küchenschränke ab, den Mülleimer unter der Spüle, entdeckte darin ein Baguette und zog es hastig heraus. »Man wirft kein Brot weg«, hörte ich meine Großmutter Sarina sagen, »Brot, das, behüte, zu Boden gefallen ist, hebt man auf, gibt ihm einen Kuss und legt es aufs Fenstersims für die Vögel, wirft es aber um Himmels Willen nicht in den Abfalleimer.« Es verblüffte mich, dass ich die Stimme meiner Großmutter so klar in Erinnerung hatte, ihr holpriges Hebräisch, gewürzt mit Ladino.

Eine Woge der Sehnsucht versetzte mich zurück in die Zeit, als ich ein kleines Mädchen war und samstags morgens an der Hand meines Vaters die Großeltern im Tel Aviver Stadtteil Neue Zedek besuchte. Und als hätte eine verborgene Hand den Damm gebrochen, begannen meine Tränen zu fließen. Ich weinte über meine Großeltern, die

schon seit Jahren nicht mehr an meinem Leben teilnahmen, weinte über meinen Vater, der mir die Parisreise bezahlt hatte, obwohl er dagegen war, und sogar über Lily, meine Mutter, weinte ich. Sie war mir niemals eine richtige Mutter gewesen, hätte mich aber nie und nimmer in einer Buchhandlung in einer fremden Stadt alleingelassen. Auch über mich weinte ich und über Ari und unsere unglückliche, gescheiterte Ehe, über den Schmerz, den er mir zufügte und der mir zur zweiten Natur geworden war. Ich weinte und weinte, bis ich einschlief.

Ari kam in jener Nacht tatsächlich nicht zurück und auch nicht am nächsten Morgen. Ich hatte zwei Möglichkeiten: Allein in der Wohnung bleiben und mein Schicksal beweinen oder Ari in der Buchhandlung suchen. Ich entschied mich für Letzteres: Ging die Wendeltreppen runter zur Straße und dann Richtung Shakespeare and Company, um ihn dort ausfindig zu machen. Ich versuchte, den Weg des Vortags von der Rue Jacob wiederzufinden, aber vergebens. Stundenlang streifte ich durch die fremden Straßen, verirrte mich in malerischen Gassen, bis ich den Mut verlor. Vor lauter Fremdheit und Einsamkeit konnte ich den Zauber der Stadt nicht genießen. Müde und erschöpft vom sinnlosen Umherirren fand ich zurück zur Wohnung, doch an der Tür merkte ich, dass ich den schweren Schlüssel nicht mitgenommen hatte. Verzweifelt hämmerte

ich mit den Fäusten an die Tür. Zu meiner Überraschung öffnete Ari und kehrte mir dann wortlos den Rücken. Ich folgte ihm zögernd hinein, wusste nicht, was tun, um seine schlechte Laune zu vertreiben: Sollte ich mich hinsetzen oder lieber stehen bleiben? Und wo? Mein Mund war trocken, ich hätte gern etwas gesagt, aber die Worte wollten mir nicht über die Lippen. Ari kam aus seinem Zimmer in den Wohnraum, sagte jedoch kein Wort. Die Spannung in der Luft wurde unerträglich.

Schließlich holte ich tief Luft und fragte: »Ari, was ist los?«

»Nichts ist los.«

»Warum redest du nicht mit mir?«

»Hab keine Lust zu reden, bin mit meinem Buch beschäftigt.«

»Was soll ich denn tun, wenn du mir abhandenkommst?«

»Nach Tel Aviv zurückfliegen.«

»Nach Tel Aviv zurückfliegen? Ich bin doch gerade erst angekommen?«

»Hatte dir doch gesagt, dass du hier nichts verloren hast.«

In diesem Moment kam eine kurzhaarige junge Frau aus dem verschlossenen Zimmer.

»Sehr angenehm«, sagte sie und küsste mich auf beide Wangen. »Ich bin Sophie, Aris Mitbewohnerin.« Ich war

verblüfft. Ari hatte mir nicht erzählt, dass er die Wohnung mit jemandem teilte.

»Sehr angenehm«, murmelte ich und warf Ari einen fragenden Blick zu. Bei mir fiel der Groschen immer noch nicht. Wie naiv und dumm ich damals war. Ari ignorierte meinen Blick, setzte sich an die Schreibmaschine und haute in die Tasten.

Die junge Französin schlang sich einen Schal um den Hals, sagte auf Wiedersehen und ging aus. Ich zog es vor, keine Fragen zu stellen, auf die ich ohnehin keine Antworten erhalten würde, und mich mit der Lage abzufinden.

Wenn ich nun schon in Paris war, würde ich mich amüsieren, mit oder ohne Ari, beschloss ich. Ich würde ihn nicht nach seiner koketten Mitbewohnerin fragen, mich nicht erkundigen, wohin er stundenlang verschwunden war, würde ihn nicht stören, wenn er sich mit seiner Schreibmaschine abschottete und tippte. Ich wollte nicht mehr von seinen Launen abhängig sein wie eine Marionette, die er nach Belieben tanzen ließ, wann und wo es ihm gefiel. Ich würde ihm zeigen, dass ich sehr gut ohne ihn auskam, verdammt nochmal.

In den nächsten Tagen flanierte ich stundenlang durch die Gassen des malerischen Quartier Latin, besuchte die Kunstgalerien in den schmalen Straßen, die Boutiquen, die bildhübsche Kleider zu Preisen feilboten, die mein Budget

weit überstiegen, und beobachtete die Französinen, studierte, wie sie ihr Haar hochsteckten, ihre Kleider trugen, mit dezenter, kaum merklicher Sinnlichkeit trippelten. Ich dachte, wenn ich mich weiter umsah, könnte ich mir vielleicht etwas abgucken.

Und so kostümierte ich mich jeden Morgen als Französin und ging aus, lange bevor Ari aufwachte. Ich lernte, einfache Gerichte in Restaurants zu bestellen und angstfrei die paar Brocken Französisch zu sprechen, die mir langsam geläufig wurden. Ich trank Kaffee im Café Les Deux Magots und Weißwein im Café de Flore, aß Croque Monsieur in der Brasserie Lipp und Croque Madame im La Coupole, verzichtete auch nicht auf Muscheln in Weißwein in der La Closerie des Lilas. Das Alleinsitzen in Cafés und Restaurants, das unvertraute Essen und der gute Wein verwirrten mir den Kopf und lenkten mich von Ari ab. Ich verschwendete wissentlich Geld, das wir nicht hatten. Ari würde vor Wut kochen, wenn er entdeckte, welches Vermögen ich in Lokalen ausgegeben hatte, in denen sich längst keine Bohème-Schriftsteller und Intellektuellen mehr trafen, sondern nur noch Touristen, aber mich zog es wie mit Zauberbanden dorthin. Insgeheim genoss ich meine kleinen Geheimnisse, freute mich riesig, Dinge hinter seinem Rücken zu tun und unerlaubt Geld zu verschwenden. Wie viel Kraft sammelte ich dank meiner wiedergewonnenen Selbstständigkeit. Ich gab mich ganz

dem Glücksgefühl hin, das die kleinen Eskapaden mir verschafften. Zum ersten Mal in unserem gemeinsamen Leben tat ich etwas für mich und nicht für Ari.

Ich erkundete jeden Winkel des Quartier Latin. Ich suchte und fand das Haus in der Rue de Fleurus, in dem Gertrude Stein einst gewohnt und das sie zum festen Treffpunkt für die Schriftsteller und Maler gemacht hatte, die nach dem Ersten Weltkrieg in Paris zusammenkamen. Ich fasste an die Mauern und stellte mir die stürmischen Abende in Steins berühmtem literarischem Salon vor, von dem ich im Literaturstudium an der Universität Tel Aviv gehört hatte.

Meine Fantasie trug mich in jene romantische Zeit. Ich sah mich als eine der schicken Frauen jener Epoche im Charleston-Kleid, eine Zigarette mit langer Spitze in der Hand, in den schummrigen Jazz-Kellern des Quartier Latin verkehren und imaginäre Dialoge mit leidenschaftlichen Männern führen, die gerade von den Schlachtfeldern des Spanischen Bürgerkriegs zurückgekehrt waren. Anders als bei meinen echten Gesprächen mit Ari, fielen mir bei diesen fiktiven Dialogen immer zündende Antworten ein, und meine faszinierenden Gesprächspartner bewunderten meine Beiträge.

Seit jeher ging ich gern auf Distanz zur Wirklichkeit, mochte träumen und so tun, als sei ich nicht ich, sondern

eine Andere: schöner, erfolgreicher, glücklicher, wichtiger. Als Kind flüchtete ich mich in Geschichten und lebte in meiner eigenen Welt. Meine blühende Fantasie und meine Tagträume retteten mich vor dem grauen Leben und der ewig tristen Stimmung in der elterlichen Wohnung, die mir immer armselig und verlottert vorkam, mit Stockflecken an der Badezimmerdecke. Parallel zu diesem verhassten Leben schuf ich mir ein anderes, in einem anderen Zuhause, mit einer anderen Mutter, war wohl nur in meinen Träumen glücklich.

In Tel Aviv, am Keren Kajemet Boulevard, genau gegenüber dem Haus von David Ben Gurion, stand eine prächtige Villa hinter einem Zaun. Auf dem Weg von unserer Wohnung am Ende der Dizengoff-Straße zum Gordon-Schwimmbad kam ich stets an dieser Villa vorbei und spähte durch das eiserne Tor auf das stattliche Haus mit der Freitreppe und dem Springbrunnen davor. Das war mein Traumhaus, der Angelpunkt meiner Fantasien. Ich stellte mir vor, ich würde in der eleganten Villa wohnen, und mein Vater sei ein sehr wichtiger Mann und Ben Gurions bester Freund. Einmal wurde der Boulevard für einen hohen Gast aus einer der europäischen Monarchien gesperrt. In meinen hochfliegenden Fantasien sah ich den königlichen Gast nach seinem Besuch bei Ben Gurion die Straße überqueren, um auch unsere Villa zu beehren. Als ich einem Mädchen aus unserem Haus auf dem Weg zum